

Friedrich Kümmel

ZUR REZEPTION VON GOETHES NATURWISSENSCHAFTLICHEN SCHRIFTEN
BEI GEORG MISCH, JOSEF KÖNIG UND HANS LIPPS*¹

Inhalt

- 1. Einleitung 1
- 2. Josef König 3
- 2. Georg Misch 8
- Hans Lipps: siehe Fußnote 5

1. Einleitung

Goethe wird die Anerkennung als Naturwissenschaftler, um die er zeit seines Lebens bemüht war, nicht mehr versagt. Nach wie vor besteht jedoch die Schwierigkeit, ihm innerhalb der herrschenden wissenschaftstheoretischen Positionen einen Ort zuzuweisen und seine Forschungen in den für ihn selber wesentlichen Aspekten wissenschaftlich zu rezipieren. Abgesehen von einzelnen Repräsentanten² ist die Wissenschaft noch weit davon entfernt, Goethes Betrachtungsweise zu teilen.

Leichter sollten es die Philosophen haben, sich von Goethes Geist durchdringen zu lassen. Doch auch hier gilt immer noch Goethes eigenes Empfinden, quer zu allen Philosophien seiner Zeit zu liegen, und er hat bekanntlich [225/226] viel Sorgfalt darauf verwendet, sein spezifisch Eigenes von überfremdender philosophischer Begrifflichkeit freizuhalten. Dies gilt selbst für einen Denker wie Hegel, der sich Goethe besonders nahe wußte und in der Tat ein tiefes Verständnis seiner Denkungsart beweist -

* In japanischer Übersetzung erschienen in der Zeitschrift *Morphologia. Goethe und die Naturwissenschaften*, Heft 4, Verlag Nakanishiya Tokyo 1982, S. 60-77. In überarbeiteter Fassung wiederabgedruckt im *Dilthey-Jahrbuch für Philosophie und Geisteswissenschaften* Bd. 12, 1999/2000, S.225-238. Die Seitenwechsel der zweitgenannten Ausgabe sind in den fortlaufenden Text eingefügt.

¹ Ich beziehe mich auf folgende Arbeiten der genannten Autoren:

Georg Misch: *Goethe, Plato, Kant. Eine Kritik*, in: *Zeitschr. „Logos“*, Bd. V, H. 3 (1914/15), S. 276-289. Es handelt sich hier um eine Besprechung der Arbeit von Elisabeth Rotten: *Goethes Urphänomen und die platonische Idee*, in: *Philosophische Arbeiten*, hrsg. von H. Cohen und P. Natorp, Bd. 8, Heft 1, Gießen 1913.

Georg Misch, *Der Weg in die Philosophie. Eine philosophische Fibel* (1926). 2., stark erweiterte Auflage Leo Lehnen Verlag München 1950.

Josef König: *Der Begriff der Intuition*. Max Niemeyer Verlag Halle a. d. Saale 1926, II. Abschn., 4. Kap.: *Das Urphänomen bei Goethe*, S. 120-213.

Hans Lipps: *Zur Morphologie der Naturwissenschaft* (1932) und: *Goethes Farbenlehre* (1939), wiederabgedruckt in: Hans Lipps, *Die Wirklichkeit des Menschen*. Verlag Klostermann Frankfurt a. M. 1954, S. 9-25 und 108-124.

Die genannten Schriften werden im Text mit Seitenangabe zitiert. Bei Zitaten aus Goethes Schriften erfolgt ein Hinweis auf Titel und Kapitel bzw. Abschnitt oder Paragraph der jeweiligen Schrift.

² Vgl. insbesondere die Arbeiten Adolf Portmanns.

und doch bleiben hier nicht unwesentliche Differenzen, die indes auch bei eingehender Beschäftigung mehr spürbar als begrifflich faßbar werden. Zwar eignen Goethes Denken alle Momente einer vollständigen Dialektik, doch sind seine Grunderfahrungen so beschaffen, daß es ihm nie möglich gewesen wäre, dialektische Übergänge in Hegelscher Manier zu konstruieren und im System den Begriff zum Inhalt seiner selbst zu machen. Und selbst wenn Goethes Standpunkt als 'objektiver empirischer Idealismus' richtig charakterisiert wäre, bliebe dieser Titel eine bloße Richtungsanzeige und logisch betrachtet ein Widerspruch in sich. Aussichtsreicher erscheint es deshalb, im nachidealistischen Denken einen angemessenen Zugang zum Verständnis Goethes zu finden. In diesem Sinne ist die Goetherezeption im Umkreis der Diltheyschule besonders aufschlußreich.

Die Jahrhundertwende und die 20er Jahre im besonderen sind gekennzeichnet durch den Abbruch eines Philosophierens, das an der Letztbegründung menschlicher Erkenntnis und am Anspruch einer umfassenden Beschreibung und Deutung der Wirklichkeit im ganzen festgehalten hat. Mit der Preisgabe der Totalbeschreibungsansprüche verbindet sich der Zweifel an den großen Synthesen bzw. Systemen, seien diese hegelisch oder neukantianisch bestimmt. Ganzes und Teile, Faktizität und Sinn lassen sich nicht mehr bruchlos zur Deckung bringen. Das Ganze ist weder transzendental zu begründen noch dialektisch zu erfassen, es ist grundsätzlich nur in Brechungen gegeben, die stets mit einem begrifflich unauflösbaren Rest verbunden sind. Mit Goethe werden damit besondere Erscheinungen zu einem objektiv Letzten, nicht weiter Zurückführbaren; es gibt für sie keine allgemeinen Bezugsrahmen mehr, mittels deren sie logisch bzw. transzendental vorstrukturiert oder hypothetisch vorerschlossen werden könnten. Gleichwohl gilt, daß sie so - und nur so - der Erfahrung standhalten, eben weil sie in ihrem letzten Kern undurchdringlich und begrifflich unauflösbar sind.

Eine vergegenständlichende und rational rekonstruierende Haltung findet so an den wirklichen Phänomenen ihre Grenze. Diese bedürfen einer besonderen Zugangsweise, einer existentiellen Öffnung und lebendigen Teilnahme, für deren Wahrnehmung im Menschen das organische Fundament erst noch geschaffen werden muß. Es bedarf dazu, mit Goethe gesprochen, nicht nur des Talents, sondern der Organbildung im weitesten Sinn. Organbildung meint etwas grundsätzlich anderes als kategoriale Vorstrukturierung, semantisch-begriffliche Fassung oder formale Rekonstruktion. [226/227]

Georg Misch und Josef König sind sich mit Goethe darin einig, daß eine Neubestimmung des menschlichen Weltverhältnisses und Wirklichkeitsbezugs nur möglich ist am Leitfaden der spekulativen Tradition und des in ihr hinterlegten Beziehungstypus. Die organbildende und allein wirklichkeitsentsprechende Einstellung hat, wie Misch dies ausdrückt, ihren Ort in der metaphysischen Grundbewegung des Geistes und nicht in der rationalen Aufklärungsrichtung des Denkens;³ sie verlangt eine Totalbeziehung einzugehen, ohne sogleich vorbestimmte Aussage- bzw. Urteilsformen vorzugeben.

³ Vgl. insbes. die beiden einleitenden Kapitel in Mischs „Philosophischer Fibel“: „Die Welt der natürlichen Einstellung und die Sicherheit des Daseins in der Beschränkung“ (S. 16-34) und: „Der Durchbruch durch die natürliche Einstellung“ (S. 32-64).

Mit dem Anschauungscharakter verändert sich auch der Phänomenbegriff grundlegend. Um die Natur in ihrem Wirken anzuschauen und in ihren flüchtigen Erscheinungen zu erfassen, bedarf es eines höchst beweglichen, frei-schwebenden Anschauens und frei-gesetzlichen Denkens, einer lebendigen Entsprechung der ganzen Person. Die Erscheinungen wollen in ihrer Lebendigkeit erhalten werden vermöge der eigenen Lebendigkeit des Organs, und sie verschließen sich einem Denken, das sie, wie Goethe es drastisch ausdrückt, in ein tötendes Allgemeines zusammenreißt.⁴

Um diesen lebendigen Vollzug und das ihm eigene Können genauer zu bezeichnen, bietet die spekulative Tradition die wegweisenden Formeln an. Goethes Erkenntnisweise wird deshalb bei den hier vorgestellten Autoren, insbesondere bei Georg Misch und Josef König, ausdrücklich von der metaphysischen und nicht von der empirischen Seite her aufgeschlossen. Hans Lipps hat demgegenüber eine etwas andere Akzentuierung vorgenommen.⁵ [227/228]

⁴ Goethe: *Bildung und Umbildung organischer Naturen* (1807), 1. Abschnitt: Das Unternehmen wird entschuldigt.

⁵ Auf die beiden Arbeiten von Hans Lipps: „Zur Morphologie der Naturwissenschaft“ (1932) und zu „Goethes Farbenlehre“ (1939) kann hier aus Raumgründen nur in Form einer Fußnote kurz hingewiesen werden (vgl. zur Zitierung Anm. 1). Lipps wendet sich als Wissenschaftler - er war von Hause aus Biologe und Mediziner - mit Goethe gegen eine verkürzende Weltsicht der Naturwissenschaften, bei der weder die Natur noch der Mensch selbst ganz ins Verhältnis in den Blick kommt. Goethe markiert für ihn in diesem Sinne einen entscheidenden „Stilwechsel der Naturforschung“ (a. a. O., S. 10), der diskreditiert wäre, würde man ihn lediglich einer vor- oder überwissenschaftlichen „Intuition“ zuschreiben (vgl. S. 11) und aus der wissenschaftlichen Fragestellung selbst ausklammern. In diesem Sinne ist Lipps weniger am „philosophischen“ Goethe interessiert und möchte vielmehr die Aktualität seiner wissenschaftlichen Methode herausstellen. Von ihr verlangt Goethe bekanntlich, daß sie sich lebendig und beweglich erhält wie die Natur selbst und das Ganze in der Anschauung beherrscht, ohne es dem starren Begriff zu unterwerfen (vgl. a. a. O., S. 17). Für Lipps heißt das: Wie man sich zu den Dingen ins Verhältnis setzt, ist entscheidend für die Art und Weise, in der die Phänomene sich zeigen (vgl. S. 18). Goethes Farbenlehre ist für ihn in dieser Hinsicht besonders aufschlußreich: „Goethe interessierte sich für die Natur nur, sofern er dabei als an Erscheinungen selbst beteiligt war“ (S. 25), und nur unter dieser Voraussetzung kann er sagen, daß Farbe „die Gesetzmäßigkeit der Natur in bezug auf den Sinn des Auges“ sei (vgl. die Einleitung zum „Entwurf einer Farbenlehre“ in: *Zur Farbenlehre*, Didaktischer Teil).

Damit ist auch erkenntnistheoretisch ein neuer, im Vollzug der Anschauung zentrierter und nicht durch den Begriff geleiteter Standpunkt eingenommen. Ein solches Anschauen ist keine biologisch begründete Funktion, es ist vielmehr „in Freiheit zu den Dingen“ gestellt und gibt diesen selbst eine neue „Manifestationsstufe“ (S. 112). Hermeneutisch gewendet heißt das: „Sehen ist eine Interpretation der Dinge. Man interpretiert sie sich im Rahmen der reinen Verhältnisse“ (S. 112), die als solche jedoch von vornherein „welthaft“ (S. 114) und d. h. ebenso erzeugend als auch entdeckend sind (vgl. S. 122 f.). Die in ihren „reinen Verhältnissen“ erzeugten Erscheinungen sind somit an sich selbst „bedeutend“ und „bezeugend“ (S. 113), sie geben nicht lediglich etwas wieder, was vermeintlich außer allen Bezügen sachlich feststellbar wäre.

Unter diesem Gesichtspunkt gehören Goethes Morphologie und seine Farbenlehre für Hans Lipps eng zusammen. So wie das Element die Gestalt bildet: den Fisch im Wasser durch das Wasser und fürs Wasser, so ist auch das Auge am Licht, durch das Licht und fürs Licht gebildet, und zwar im Sinne einer wechselseitigen Ermöglichung und nicht in der Form einer sekundären Anpassung. Der Begriff des Organismus erschließt sich dann aber nicht so sehr unter dem Aspekt der Organisation als vielmehr unter dem der Organbildung. Gleiches läßt sich für ein wissenschaftliches Erkennen sagen, das in geistigen Anschauungen zentriert ist und es nicht bei der Feststellung funktionaler Abhängigkeiten bewenden läßt.

2. Josef König

Wenn es so ist, daß die „Goethesche Methode wesentlich Spekulation ist und nur aus der Dynamik spekulativen Denkens beurteilt werden kann“ (a. a. O., S. 121), muß sich dies an der spekulativen Grundkategorie des Ganzen und der Teile erweisen, die für Goethe wie für Hegel gleichermaßen leitend ist, bei näherem Zusehen aber auch deren Differenz genauer zu bezeichnen erlaubt.

Wenngleich sich die Urphänomene für den Betrachter als ein „objektiv Letztes“, nicht weiter Zurückführbares und Hinterfragbares darstellen, lassen sie sich in kategorialer Analyse als „Einschränkung eines Ganzen“ auffassen und verweisen somit auf die Grundkategorie des Ganzen und der Teile als Leitlinie ihrer Interpretation (vgl. S. 121 ff.). In ihrer Ausformulierung erweist sich diese Kategorie bekanntlich als ein sehr dialektischer, ja höchst paradoxer Sachverhalt. Wenn etwas als Einschränkung eines Ganzen erscheint, strebt es damit auch schon über sich hinaus und ist im Übergang begriffen. Mit der unaufhörlichen inneren wie äußeren Bewegtheit verbinden sich für Goethe die Begriffe der Polarität und der Steigerung. Polare Momente fordern und steigern sich, sie sind an sich selbst Übergang und darin sowohl Prozeß als auch Totalität. Das Ganze wird dadurch nicht er [228/229] zeugt und auch nicht bewiesen, vielmehr spricht es sich darin in immer neuen Wendungen aus. Es kann deshalb bezüglich seines Ursprung-Seins weder hypothetisch noch zwingend demonstrativ verfahren werden. Um es in der Abfolge der Erscheinungen als bildende Mitte und „immanente Synthesis“ (vgl. S. 123 u. ö.) zu erfassen, bedarf es vielmehr der lebendigen Teilnahme in der Form eines gleichsam von innen her gespeisten Anschauens und Denkens, das sich selbst im Vollzug seines schöpferischen Vermögens als ursprünglich eins mit seinem Gegenstand erfährt: „Wo also irgend eine Manifestation als solche erkannt wird, sind wir schon mitten in der ‚ewigen Mobilität‘ und Bewegung darin, und der innere Haltepunkt und das die unendliche Flucht der Erscheinungen zur Ordnung und übersichtlichen Folge zwingende Gesetz ist das produktive, frei-gesetzliche Denken selbst, das in jeden seiner Gegenstände ganz versinkt, das aber in diesem Versenktsein und in dem restlosen Ein- und Übergang von einem zum und in den anderen nichtsdestoweniger sich selbst festhält und bewahrt.“ (S. 128) „Jede spezifische Totalität von Teilen ist somit innerhalb ihrer sowohl ins Unendliche vermittelt, wie auch vermittelnd, von außen her dagegen ganz unzugänglich, so daß es immer ein wunderlicher und im Letzten unverständlicher Sprung bleibt, wenn das Denken sich plötzlich hineinversetzt in diese innere unendliche Beweglichkeit.“ (S. 142) Das empirisch Aufgefaßte bleibt in diesem Prozeß wechselseitiger Einwohnung kein Äußerliches, das innerlich Nachschaffende kein bloß Inneres. Was ist und sein kann, findet in diesem beweglichen Grundverhältnis seine Wahrheit und Notwendigkeit, die Goethe in der Urpflanze oder im Tiertypus verkörpert sieht, in gleicher Weise aber auch der schöpferischen Leistung seiner Anschauungskraft zuschreibt.

In diesem Sinne geht Goethe davon aus, daß ein allgemeines Bildungsgesetz die „innere und ursprüngliche Gemeinschaft aller Organisation“ bedingt.⁶ Das dem lebendigen Ganzen innewohnende Bildungsgesetz, das die Metamorphose der Pflanzen leitet, die Gestalt der Tiere bestimmt und das freie Zusammenspiel der menschlichen Geistes- und Gemütskräfte regelt, unterscheidet sich von logisch determinierender Gesetzmäßigkeit, insofern das Sosein der Phänomene, die wirklichen Qualitäten, sich grundsätzlich nicht im Sinne von determinierenden Eigenschaften⁷ verstehen, an Gegenständen festmachen und in formalen Bezügen verrechnen lassen. Es unterscheidet sich konkret auch darin, daß alle organischen Naturen innerhalb [229/300] ihrer Grenzen einen Spielraum der Freiheit haben und Willkür, Abweichung, ja Gegensätzlichkeit darin ein- und nicht ausgeschlossen ist.⁸ So gilt beides gleichzeitig: „das Besondere unterliegt ewig dem Allgemeinen; das Allgemeine hat ewig sich dem Besonderen zu fügen.“⁹ Es gibt im beweglichen Grundverhältnis keine einseitigen Ableitungen, sondern nur einander korrespondierende vielfache Entsprechungen, durch die alle Erscheinungen im Ganzen ihres Spielraums ihr bestimmtes Maß und ihre Grenze finden. Das in der Natur selbst liegende, in die Freiheit gestellte Allgemeine entspricht damit in keiner Weise dem an Notwendigkeit gebundenen logischen Ordnungsprinzip: „Sehen wir immerfort nur das Geregelte, so denken wir, es müsse so sein, von jeher sei es also bestimmt und deswegen stationär. Sehen wir aber die Abweichungen, Mißbildungen, ungeheure Mißgestalten, so erkennen wir, daß die Regel zwar fest und ewig, aber zugleich lebendig sei: daß die Wesen zwar nicht aus derselben heraus, aber doch innerhalb derselben sich ins Unförmliche umbilden können, jederzeit aber, wie mit Zügeln zurückgehalten, die unausweichliche Herrschaft des Gesetzes anerkennen müssen.“¹⁰

Goethe ist sich dessen bewußt, daß eine solche Betrachtungsweise nicht „auf dem gewöhnlichen Gang der Aufmerksamkeit“ vollendet werden kann und die Untersuchung vielmehr „mit Geist und Liebe, mit Licht und Freiheit“ geführt werden muß.¹¹ Es bedarf einer Selbstmanifestation der geistigen Kraft, um sich wie im Sprung in das innere Leben des Gegenstandes hineinzusetzen (vgl. S. 142 ff.) Dieser Ort lebendigen Anschauens ist weder subjektiv noch objektiv und auch nicht der Alternative von Innen und Außen unterworfen. König geht mit Goethe vielmehr davon aus, daß ein Gegenstand sich nur zeigen und zu einem Ereignis geistiger Art werden kann, wenn eine entsprechende nicht-vergegenständlichende Haltung zu ihm eingenommen wird. Dies führt zu einem eigentümlichen Verhältnis der Verschränkung. Der Gegenstand ist nur

⁶ Goethe: Die Skelette der Nagetiere, viertletzter Abschnitt.

⁷ Eine systematische Unterscheidung von determinierenden und modifizierenden Prädikaten hat Josef König in seiner Habilitationsschrift getroffen: Josef König, Sein und Denken. Studien im Grenzgebiet von Logik, Ontologie und Sprachphilosophie (1937). 2., unveränderte Auflage Max Niemeyer Verlag Tübingen 1969.

⁸ Vgl. dazu den „Ersten Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie“ (1795) und öfters.

⁹ Goethe: Maximen und Reflexionen, Nr. 199.

¹⁰ Goethe zu den Principes de Philosophie Zoologique. Discutés en Mars 1830 au sein de l'Academie Royale des Sciences par Mr. Geoffroy de Saint-Hilaire, Paris 1830, Zweiter Abschnitt.

¹¹ Goethe: Über den Zwischenkiefer des Menschen und der Tiere, VIII. Kapitel.

durch die ihm gegenüber eingenommene Haltung hindurch erfaßbar, aber weder durch sie entstehend noch ohne sie faktisch seiend. Die Aussagen über ihn sind deshalb nicht völlig objektivierbar, sie behalten „gleichsam unterirdisch treibende Bedingungen“ (a. a. O., S. 2), die nur sichtbar gemacht werden können und jeder Begriffsbildung ein unaufhebbares intuitives, damit aber auch individuelles Moment belassen. [230/231]

So führt Goethe bezüglich seiner Überzeugung, daß der Schädel des Säugetiers aus Wirbelknochen abzuleiten sei, an einer Stelle aus: „Es entsteht nämlich, da so viel von Gestaltung und Umgestaltung gesprochen worden, die Frage: ob man denn wirklich die Schädelknochen aus Wirbelknochen ableiten und ihre anfängliche Gestalt, ohngeachtet so großer und entschiedener Veränderungen, noch anerkennen sollte und dürfe? Und da bekenne ich denn gerne, daß ich seit dreißig Jahren von dieser geheimen Verwandtschaft überzeugt bin, auch Betrachtungen darüber immer fortgesetzt habe. Jedoch ein dergleichen Aperçu, ein solches Gewahrwerden, Auffassen, Vorstellen, Begriff, Idee, wie man es nennen mag, behält immerfort, man gebärde sich, wie man will, eine esoterische Eigenschaft; im Ganzen läßt sich aussprechen, aber nicht beweisen, im einzelnen läßt sich wohl vorzeigen, doch bringt man es nicht rund und fertig. Auch würden zwei Personen, die sich von dem Gedanken durchdrungen hätten, doch über die Anwendung desselben im Einzelnen sich schwerlich vereinigen, ja, um weiter zu gehen, dürfen wir behaupten, daß der einzelne, einsame, stille Beobachter und Naturfreund mit sich selbst nicht immer einig bleibt und einen Tag um den andern klarer oder dunkler sich zu dem problematischen Gegenstande verhält, je nachdem sich die Geisteskraft reiner und vollkommener dabei hervortun kann.“¹²

Wenn Goethe so von der individuellen und auch für ihn nur zeitweilig zu bewährenden Wahrheit seiner Anschauungen spricht, heißt dies nicht, daß er an der Allgemeinheit und objektiven Geltung seiner Einsichten zweifeln würde. Esoterisch bleibt ein solches Wissen nur insofern, als das zu ihm führende Gewahrwerden selber den Charakter eines „Aperçu“, d. h. eines immer nur für Momente realisierbaren „Einfalls“ hat und „eine besondere Geisteskraft, eine spezifische Lebendigkeit und Freiheit des Denkens Vorbedingung ist, um überhaupt den Kern der Behauptung, die Identität überzeugend realisieren zu können.“ (S. 138) Wo mit einer aktualisierenden Denkweise ernst gemacht wird, die das Ewige im Vorübergehen schauen läßt, ist die jeweilige Aussage in ihrer Stimmigkeit maßgeblich: „Soll ich nun über jene Zustände mit Bewußtsein deutlich werden, so denke man mich als einen gebornen Dichter, der seine Worte, seine Ausdrücke unmittelbar an den jedesmaligen Gegenständen zu bilden trachtet, um ihnen einigermaßen genugzutun.“¹³

Wissenschaftliche und künstlerische Produktivität rücken unter diesem Gesichtspunkt eng zusammen und verändern den Charakter der Theorie, insofern nun das Unbekannte und im Erkennen unbekannt Bleibende der [231/232] eigentliche Gegenstand auch des wissenschaftlichen Wissens ist. „In dieser Hinsicht erscheint die genaue Grenzla-

¹² A. a. O.

¹³ Goethe: Der Verfasser teilt die Geschichte seiner botanischen Studien mit (1831).

ge, die er ihnen (scil. Goethe den Urphänomenen) zwischen empirischer Naturforschung und philosophischer Durchdringung anweist, entscheidend. Sie sind für den Physiker ein wirklich Letztes, für den Philosophen ein ebenso echtes Erstes; und beides zusammen nicht zufällig, sondern notwendig.“¹⁴ Im Sinne einer geistigen Durchdringung der Phänomene wird damit das alte hermetische Prinzip des Wissens: daß, was innen ist, auch außen sei und was außen, innen, für die naturwissenschaftliche Forschung verpflichtend gemacht. Diese Forderung ist anspruchsvoll, denn sie verlangt den Verzicht auf alle selbstgemachten Begriffe und Systemvorgriffe. „Natürlich System, ein widersprechender Ausdruck. Die Natur hat kein System, sie hat, sie ist Leben und Folge aus einem unbekanntem Zentrum zu einer nicht erkennbaren Grenze. Naturbetrachtung ist daher endlos, man mag ins Einzelste teilend verfahren oder im Ganzen, nach Breite und Höhe die Spur verfolgen.“¹⁵ Damit wird noch einmal unterstrichen, „daß die Achtung Goethes vor der einzelnen Erscheinung *als solcher* und seine vorzüglich parataktische Anordnung der Phänomene *notwendiger* Ausdruck seiner unsystematischen Lehre ist.“ (S. 206) Goethe macht ernst mit der Einsicht, daß das Absolute als das Wirkliche selbst nicht mit dem Denk-Allgemeinen gleichgesetzt werden darf und absolute Wahrheit eine individuelle Gestalt annehmen muß. In diesem Sinne sagt er von sich: „Vom Absoluten in theoretischem Sinne wag’ ich nicht zu reden; behaupten aber darf ich, daß, wer es in der Erscheinung anerkannt und immer im Auge behalten hat, sehr großen Gewinn davon erfahren wird.“¹⁶

Es ist dies aber auch der Punkt, an dem Goethe und Hegel wiederum stärker auseinandertreten. Auch wenn König bei seiner Goetheinterpretation auf Hegels begriffliches Instrumentarium ausdrücklich zurückgreift, kann es mit der Feststellung: „Es möchte daher wohl nach alledem den Anschein gewinnen, als sei Goethe in philosophischem Verstand nur ein minder durchreflektierter Schelling oder Hegel, nichts weniger aber auch nichts mehr“ (S. 208) nicht sein Bewenden haben. Weiterführend sind für König über den Idealismus hinaus diejenigen Aspekte, in denen das bewegliche Ursprungsverhältnis auch der logischen Form und Aussagestruktur nach von einem gegenständlichen Verhältnis unterschieden wird. Man könnte den Idealisten den Vorwurf machen, daß sie diesen bei Goethe sehr genau markierten Unterschied eher wieder verwischt haben, als daß sie ihn zum deut [232/233] lichen Bewußtsein gebracht hätten. Was von König hinsichtlich des Urphänomens „verknüpfender Punkt“ (S. 191) und „genaue Grenzlage“ (S. 194) genannt wird, zielt auf das Problem des *dimensionalen* Verhältnisses qualitativ verschiedener „Sphären“, das durch räumliche Vorstellungen eher verdeckt als aufgeklärt wird. Die Logik kann hier keine Brücke bilden und auch kein Gemeinsames herstellen, sie dient an dieser Stelle vielmehr nur dazu, den un-

¹⁴ A. a. O., S. 194 mit Bezug auf die Farbenlehre, Didaktischer Teil, § 720.

¹⁵ Goethe: In „Problem und Erwiderung“ an Ernst Meyer gerichtet und mit dessen Erwiderung 1823 zum Abdruck gebracht.

¹⁶ Maximen und Reflexionen, Nr. 261.

überbrückbaren dimensionalen Unterschied *formal* zu bezeichnen.¹⁷ König geht davon aus, daß der Übergang von einer Sphäre zur anderen nur im „Sprung“ zu erreichen ist und daß dies auch für die wesentliche Erkenntnis gilt: „In die Sphäre der Erkenntnis führt nur ein Sprung und kein überschaubarer Weg, und erst nach dem Sprung kann das Ersprungene, Erreichte betrachtet und gewertet werden.“ (S. 14) Wo aber ein Sprung nötig ist, ist keine Vermittlung mehr möglich, denn ‘nichts’ vermittelt den Sprung, der somit auch keine Beziehung zwischen Bestimmtem darstellen und „kein überschaubarer Weg“ werden kann, sondern unvordenklich bleibt und deshalb immer nur je faktisch zum Ereignis wird (vgl. S. 13 ff. und S. 417 f.). Die im Sprung sich zeigende Ursprungseinheit der Dimensionen (die „Synthesis als das Ursprüngliche“; S. 14) kann nur sichtbar werden im „Zerfall“ (S. 14 u. ö.) und erlaubt keine überdauernden Synthesen. Es gibt für derartige Verhältnisse keine angebbaren Prämissen, keinen einsichtigen Ausgangspunkt und keinen festen Rahmen. Wesentliche Erkenntnis verlangt deshalb den Schritt über die logischen Begrenzungen rationalen Verstandesdenkens hinaus: „Die Welt der Vernunft und des aktual Unendlichen ist für den Verstand paradox, kann von ihm nicht betreten und durchschritten werden. Aber muß nicht gerade, weil ein qualitativer Sprung zwischen beiden liegt, ein vollkommenes Resultat die Folge sein? Ist nicht hier, wenn irgendwo, ein unerbittliches Entweder-Oder notwendig?“ (a. a. O., S. 211)

3. Georg Misch

Georg Misch hat nicht viel über Goethe geschrieben, doch wird allenthalben deutlich, wie sehr er sich von Goethes Geist durchdringen ließ und dessen Welt- und Lebensauffassung teilte. Ein Hinweis auf die bei beiden in gleichem Sinne vorgetragene Wissenschaftskritik mag an dieser Stelle genügen, um den inneren Bezug zu erhellen.¹⁸ [233/234]

Wissenschaft, wie Goethe sie vorfindet und kritisiert, ist auch für Misch noch nicht „Theorie“ im eigentlichen Sinne und kann deshalb auch noch keine zureichende Empirie entfalten. In ihrer abstrakt-begrifflichen Form unterliegt sie einerseits dem Dogmatismus der Klassifikation und Systembildung und steht andererseits noch ganz im Bann der „natürlichen Einstellung“ (wie Misch im Anschluß an Husserl sagt), die sich die Dinge nach eigenen Bedürfnissen vorgeben läßt.¹⁹ Eine wirklich interessefreie Ein-

¹⁷ Zum Begriff des formalen Unterschieds vgl. Josef König, *Der logische Unterschied theoretischer und praktischer Sätze und seine philosophische Bedeutung*, Hrsg. v. Friedrich Kümmel. Verlag Karl Alber Freiburg/München 1994, bes. S. 22 ff., 39 ff., 79 ff.

¹⁸ Ich beziehe mich zunächst auf die einleitenden Kapitel der „Philosophischen Fibel“ (vgl. Anm. 1 und 3) und dann auf den in Anmerkung 1 angegebenen Besprechungsaufsatz.

¹⁹ Misch zitiert in diesem Sinne einen Beitrag des jungen Goethe: „Einige Gründe der Verachtung und Verspottung der Physiognomik. Zugabe zu Lavaters Physiognomischen Fragmenten, Bd. I“ (1775): „Jeder hat seinen eigenen Kreis von Wirksamkeit, jeder seine eigene Freude und Leid, da er denn durch eine gewisse Anzahl von Erfahrungen bemerkt, was ihm analog ist, und so wird er nach und nach im Lieben und Hassen auf das festeste bestätigt. Und so ist sein Bedürfnis erfüllt, er empfindet auf das deutlichste, was die Dinge für ein Verhältnis zu

stellung, wie sie in der Aufklärung für menschliche Theorie und Praxis gefordert worden war, hat sich in ihr noch nicht durchsetzen können. Das wissenschaftliche Denken bedient sich nach wie vor der logischen Form der Subsumtion. Logisch-allgemeinen Begriffen bzw. determinierenden Gesetzen wird eine logisch-zufällige Mannigfaltigkeit unterworfen und das Gegebene gemäß den von außen herangetragenen Kategorien und semantischen Vorgriffen bestimmt.

Menschliches Erkennen ist nie ortlos und freischwebend - davon geht mit Goethe auch Misch aus. Um es jedoch von fehlleitendem Bedürfnis und beschränkendem Mangel zu befreien, bedarf es einer anders gelagerten Einbettung in die tragenden Grundkräfte der menschlichen Natur. Goethe hat allen Nachdruck darauf gelegt, daß der Erkenntnisvorgang auf ein Naturverhalten bezogen bleibt und selber zum Lebensvorgang werden muß, weil er nur so eine ineins organbildende und erkennende Tätigkeit sein könne. Das eigentlich Theoretische und wahrhaft Bildende meint eine freie Lebenstätigkeit, die das Vereinzelte im größeren Ganzen der universellen Natur reintegriert. In diesem Sinne stellt theoretisches Verhalten, wie Goethe und Misch es verstehen, selber einen im Prozeß der Gestalt- und Organbildung wirk [234/235] sam werdenden Lebensfaktor dar. In seiner ‚theoria‘ kulminiert das Leben in der schöpferischen Anschauung seiner selbst.

Dies mag als allgemeine Kennzeichnung des Hintergrundes genügen, vor dem nun Mischs Arbeit über „Goethe, Plato, Kant“²⁰ betrachtet werden kann. Es handelt sich um einen Besprechungsaufsatz, der dann allerdings im Sinne einer Neuformulierung des erkenntnistheoretischen Grundproblems eine grundsätzliche Wendung nimmt. Gegenstand der Kritik ist eine in der neukantianischen Schule entstandene, an Natorts Werk über Platon orientierte Dissertation über „Goethes Urphänomen und die platonische Idee“ von Elisabeth Rotten, deren Inhalt Misch so zusammenfaßt: „Die platonische Entdeckung, daß Ideen und deren Zusammenhang die objektive Grundlage für die Möglichkeit der Erkenntnis ausmachen, soll mit dem Goethe’schen Erkenntnisverfahren, das in der Rede von Urphänomenen als den Gegenständen der Erkenntnis sich zusammenfaßt, verglichen, also Goethes Erkenntnispraxis an Platos Erkenntnistheorie gehalten werden. Und das Ziel ist zu zeigen, daß Platos Idee und Goethes Urphänomen nur verschiedene Ausdrücke für dieselbe Sache sind ...“²¹

Misch hat nichts daran auszusetzen, daß Goethe hier als ein Platoniker begriffen wird. Wohl aber stört es ihn, daß beide, Platon wie Goethe, in neukantianischer Manier auf

ihm haben, und daher kann es ihm einerlei sein, was für ein Verhältnis sie untereinander haben mögen. Er fühlt, daß dies und jenes so oder so auf ihn wirkt, und er fragt nicht, warum es so auf ihn wirkt, vielmehr läßt er sich auf ein oder die andre Weise bestimmen ... Also wie der Mensch ißt und trinkt ..., also sieht er, vernimmt er, handelt und verbindet seine Erfahrungen, ohne sich dessen eigentlich bewußt zu sein.“ (Zitiert in: Der Weg in die Philosophie. Eine philosophische Fibel, a. a. O., S. 16 f.) Daß Goethe auch vom wissenschaftlichen Erkennen seiner Zeit so denkt, wird an vielen Stellen seiner methodologischen Schriften deutlich; vgl. vor allem die einleitenden Abschnitte zu: „Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt“ (1792).

²⁰ Vgl. Anm. 1.

²¹ Georg Misch: Goethe, Plato, Kant. Eine Kritik, a. a. O., S. 277. Im folgenden wird die Seitenzahl dem Zitat in Klammer beigelegt.

einen logisch-mathematischen Wissenschaftsbegriff festgelegt und um ihre metaphysischen Anteile gebracht werden sollen, die seiner Meinung nach für jede hinreichende Erkenntnis- und Wissenschaftsbegründung unverzichtbar sind. Dazu gehört die Wesensverwandtschaft von menschlicher und kosmischer Vernunft, das dem ästhetischen Pantheismus eigene Schauen der Totalität im Konkreten und die im Begriff der Intuition hinterlegte Bewegung der Kontemplation, die der schwebenden Immanenz der Idee in den Erscheinungen entspricht (vgl. S. 280 f.).

Das in einer genaueren Verhältnisbestimmung von Metaphysik und Wissenschaft liegende, erkenntnistheoretische Grundproblem läßt sich nicht auf logische Weise *per reductionem* lösen. Einen solchen logischen Reduktionismus stellt jedoch, wie Misch unschwer zeigen kann, der Neukantianismus dar, in dem selbst Kant noch ‚logischer‘ gemacht wird, als er in Wirklichkeit ist. Die Idee, logisch gefaßt als ein erkenntniskonstitutives Prinzip gegenständlicher Ordnung, wird von Natorp noch einmal eingeschränkt auf den Als-ob-Status reiner Denksetzungen mit bloß methodologischer Bedeutung für die Empirie. Ideen als reine Denkgebilde bzw. Denk-Aktivitäten werden [235/236] hineingelegt in das sinnliche Material, wobei die Erzeugung und Aufrechterhaltung gegenständlicher Ordnung zu einer schlecht-unendlichen Aufgabe wird (vgl. S. 283 ff.).

Misch kommt es demgegenüber darauf an zu zeigen, daß Platons Idee wie Goethes Urphänomen in einer ganz anderen Dimension beheimatet ist und ein gegenüber dem logischen Schema gänzlich anderes Grundverhältnis des Menschen zur Wirklichkeit bedingt. Urphänomene sind vor allem *Phänomene* (vgl. S. 284 f.), „antwortende Gegenbilder“ (S. 285) und nicht versinnlichte Ideen. Sie sind Manifestationen des All-Lebens und nicht lediglich Produkte einer logisch disziplinierten Denk- und Anschauungstätigkeit des Menschen. Sie geben eine bewegliche Anschauung der All-Einheit in ihrem Wirken und stellen deren reine Erfüllungsgehalte dar.

In beiden Fällen handelt es sich somit um durchaus „heterogene Denkfiguren“ (S. 288) und entsprechende Grundverhältnisse des Menschen: „Statt des Gesetzesdenkens des Verstandes ... hier nun das Struktur- und Typen-Sehen, das in dem Mannigfaltigen die lebendige Einheit gewahrt, die dasselbe gestaltet; nicht die Beziehung eines allgemeinen Gesetzes zu einer logisch zufälligen Mannigfaltigkeit als das Grundverhältnis, sondern das von Ganzem und Teil, und statt des unendlichen Prozesses, in den das vereinheitlichende Denken durch die unvollendbare Aufgabe, eine ihm heterogene Mannigfaltigkeit zu bewältigen, eingestellt ist, die schwebende ... Bewegung der Kontemplation, die, so »wie Ausatmen und Einatmen sich zusammen verhalten« »aus dem Ganzen ins Einzelne, aus dem Einzelnen ins Ganze geht« und im Pulsieren des Lebens die Erfüllung der Einheit schaut, in jedem Teil das hindurchgreifende Wesen ... - »wie Glockenton ernst-freundlich durch die Lüfte wogt.«“ (S. 280 f.).

Goethes Verfahrensweise und die mit ihr verbundenen Einsichten fügen sich ohne weiteres in das Programm einer Neuformulierung des erkenntnistheoretischen Grundproblems, wie es von der Lebensphilosophie der Diltheyschule und der Phänomenologie Husserls ausgearbeitet worden ist. Hinsichtlich der Konstitution von Welt und er-

scheinender Gegenständlichkeit führt Goethe insofern weiter, als Erkenntnis nun weder von einem isoliert gedachten Subjekt noch von einem in seiner Seinsselfständigkeit autonomen Objekt her gedacht werden kann. Ausgangspunkt wird vielmehr eine *Ursprungseinheit*, die von vornherein Subjekt und Objekt übergreift und als solche weder Substanz noch Begriff, sondern „bewegliches Leben“ (S. 287) ist. Eine solche vorgängige Einheit jenes „Urlebendigen, von innen heraus bildenden“²² muß in jedem Erkenntnisbezug vorausgesetzt werden, soll [236/237] Sinnlichkeit und Begriff, Denken und Sache, Subjekt und Objekt in der Tat zusammenkommen und sich gegenseitig stimmen können. Anstatt diese letzte Klammer lediglich als Postulat und unvermeidliche Hilfskonstruktion einzuführen (als „selbsterzeugtes Wunder“), wird nun der „Ausgang von der Totalität“ (S. 287) für den Erkenntnisprozeß selbst verpflichtend gemacht. Ein so verstandenes Denken kann sich nicht mehr von der „Totalität *im Konkreten*“ (S. 281) ablösen und dieses einem abstrakten Begriff unterwerfen. Der ‚syndesmos‘ der Ideen ist vielmehr der erscheinenden Wirklichkeit selbst immanent.

In der zwar logisch entleerten, in Form unverzichtbarer Postulate aber gleichwohl festgehaltenen „Hinterwelt“ verbirgt sich für Misch eine dualistische Metaphysik, in deren Kritik Goethe viel konsequenter ist als jeder transzendentallogische Idealismus oder logisch-empirische Positivismus. Deren auf halbem Wege steckenbleibende Metaphysikkritik muß weitergeführt werden zur radikalen Denkkritik: zur Kritik an der formal-logischen Begriffsform selbst, die sich in ihren eigenen Setzungen hypostasiert und dem Wirklichen Gewalt antut. Es gibt für Goethe keine Hinterwelt, weder eine metaphysische noch eine logische: Die Phänomene sind für die Erkenntnis ein „Letztes“²³ „sie selbst sind die Lehre“.²⁴ Das Theoretische ist deshalb kein vom Gegenstand abgezogenes Begrifflich-Leeres, es bleibt vielmehr ein Anschauend-Realisierendes und Sinn-Erfüllendes, und nur in diesem Sinne ist es „Totalität im geistigen Verhalten und als dessen Gegenstand“ (S. 281). „Dieser fundamentale Unterschied von Relationsbestimmungen und Wesensbegriffen, der Gegenständlichkeit als unendlicher Aufgabe und als Erfüllungs-Synthese ist in der Abhandlung (scil. Rottens) gänzlich verwischt.“ (S. 288).

Zusammengefaßt geht es Misch um die Einsicht, daß theoretisches Verhalten nicht dasselbe ist wie begriffliches Verrechnen am Leitfaden eines formal-logischen Regelsatzes. Das eigentlich Theoretische fällt für ihn nicht in die rationale Aufklärungsrichtung des Denkens, sondern in die metaphysische Grundbewegung des Geistes. Nur eine in dieser gründende und zu ihr befreite Anschauung gibt Zugang zu den wirklichen Phänomenen - und dies ohne Rückgriff auf einen logischen oder transzendentalen Rahmen kategorialer bzw. semantischer Konstitution, ohne formalen Vorbegriff eines gegenständlich Gegebenen und unbedürftig einer hypothetischen Rekonstruktion. Die Erweiterung des Wahrnehmungsbegriffs auf geistige Anschauung hin ist die Voraus-

²² Goethe, bei Misch ohne Belegstelle zit. S. 289.

²³ Zur Farbenlehre. Didaktischer Teil, § 720.

²⁴ Maximen und Reflexionen, Nr. 575.

setzung dafür, daß menschliches Erkennen konkret und [237/238] spezifisch auf eine übergreifende Subjekt-Objekt-Einheit rekurrieren kann und diese nicht lediglich abstrakt voraussetzen muß. Als methodologisch fruchtbar erweist sich dabei die Einsicht, daß es grundsätzlich verschiedene Bewußtseinsstellungen und die ihnen entsprechenden Wissensformen gibt und daß auch das Strukturelle *gesehen* und nicht nur *gedacht* werden kann. Erkenntnis geschieht nicht primär durch eine Abbildung logischer Funktionalitätsbedingungen auf empirische Erfahrungsgegebenheiten. Ihre ursprüngliche Kraft ist eine geistige Energie anderer Art, auf deren Weckung und Erhaltung Goethe bei sich selber sorgsam geachtet hatte. Damit werden nicht so sehr die Inhalte als vielmehr die Form, das Organ und der Geist des Erkennens zur Bildungsaufgabe.